

Alles wäre anders gekommen, wenn ich auf dem kürzesten Weg nach Hause gelaufen wäre. Der führte jedoch am Holzeinschlag vorüber, barg also die Gefahr, auf Paulick zu treffen. Das wollte ich aber um jeden Preis vermeiden. Ihm wollte ich auf keinen Fall begegnen.

So blieb mir nur der Umweg über den Zschauengrund, der Weg, den ich am Vormittag herauf gekommen war.

Es war eine traurige Rückkehr. Ich war ziemlich bedrückt. Niedergeschlagen. Zu viele Sorgen lasteten mir auf der Seele; vor allem dachte ich ständig daran, dass ich morgen, am Sonntag, nach Fürstenstein fahren musste, um Paulick bei der Polizei anzuzeigen. Mit allen Konsequenzen.

Keine tolle Aussicht, weiß Gott. Aber was sollte ich denn tun? Ihn anzuzeigen war allemal besser als gar nichts zu unternehmen.

Lange schon war die Sonne hinter Schneewolken, grau wie altes Blei und wohl ebenso schwer, verschwunden; auch etwas, das mich düster stimmte.

Sollte ich nicht doch vorher mit der Mutter reden? Am besten noch heute, ehe sie zur Nachtschicht aufbrach. Sie fiele doch sonst aus allen Wolken, wenn plötzlich die Polizei vor der Tür stünde.

Und Claudi? Ich würde mein Versprechen halten und sie nicht verraten. Bezweifelte allerdings, dass sich die Geschichte dauerhaft verbergen ließe. Denn wenn die Polizei erst einmal zu ermitteln begann ...

Ach, verdammt, alles ein Riesenschitt!

Was hatte dieser verdammte Mistkerl nur angerichtet. Ungläubig schüttelte ich den Kopf. Und geriet fürchterlich in Rage, als mir einmal mehr das ganze Ausmaß dessen bewusst wurde, was in der vergangenen Nacht passiert war.

Paulick, du Scheißkerl! Ich verfluchte und beschimpfte ihn. Schrie es einfach heraus, während ich lief: „Du verdammtes Arschloch! Paulick, ich hasse dich! Du Verbrecher! Du elendes Dreckschwein!“ Tränen stiegen mir in die Augen vor Wut, Ohnmacht und Selbstmitleid.

Aber ich fing mich wieder. Nein! Kein Wundenlecken mehr! Du kriegst mich nicht klein, Paulick! Du nicht! Nie im Leben!

Mein Kampfgeist war stärker als meine Niedergeschlagenheit, er nahm mich regelrecht beim Kragen: So leicht machst du's dem Schweinehund nicht! Du bist kein kleines, schwaches Mädchen, Nikola Böhmer! Dich kriegst nichts und niemand unter! Erst recht nicht dieser Dreckskerl!

Mein Kopf wurde wieder klar. Und in ihm keimte eine vage Idee.

Wenn ich Paulick als Wilderer anzeige, wird er immerhin in Gewahrsam genommen. Oder wenigstens zum Verhör auf das Revier geführt. So könnte ich etwas Zeit gewinnen. Zeit, die ich benutzen könnte, um mich mit Claudi und vielleicht auch Mutter gründlich zu beraten. Und vielleicht wäre Paulick ja dann auch so sehr eingeschüchtert, dass er Claudia fortan in Ruhe ließe.

Wo war die nächste polizeiliche Meldestelle? In Niederschöna. Keine halbe Stunde von hier.

Kräftig rammte ich die Stöcke in den Schnee und schob mich vorwärts.

Aber unterwegs meldeten sich wieder Zweifel: Wer würde sich schon am Samstagnachmittag für einen Wilderer interessieren?

Wahrscheinlich niemand. Man würde die Anzeige aufnehmen und protokollieren. Vielleicht würde sich am Montag jemand mit ihr befassen, wenn es nichts Wichtigeres zu tun gab.

Na ja. War ja irgendwie auch verständlich. Ich wüsste auch Besseres zu tun, als an einem kalten Samstagnachmittag auf der Suche nach einem Wilddieb und den Beweisen für seine Schuld im Wald herumzuirren. Hier war keine Gefahr im Verzug; das Leben eines Tieres war im juristischen Sinne ein Sachwert. Kein Grund zur Eile also. Ein Forstinspektor und ein Polizeibeamter würden Paulick am Montag oder an einem der nächsten Tage bei der Arbeit im Wald aufsuchen und vernehmen. Dabei dann sicher auch die Hütte, die Felsspalte dahinter und den Traktor auf Beweismittel und Spuren untersuchen.

So in etwa würde es ablaufen. Musste ich mir da solchen Stress machen? Ich stapfte dennoch weiter.

Unschlüssig stand ich vor der Gemeindeverwaltung; oben im zweiten Stock hatte der ABVer, der Ortspolizist, sein Dienstzimmer, aber die Tür zum Gemeindehaus war verschlossen, und nirgends in dem Gebäude regte sich etwas auf mein mehrfaches kräftiges Anklopfen hin. Licht sah ich auch keins.

War ja auch keine Amtszeit, samstags, nachmittags gegen vier. Wer die Polizei dringend brauchte, konnte ja den Notruf wählen, eins eins null. Das nächste Revier war in Fürstenstein.

Ich hab's versucht, dachte ich resigniert und müde, ich hab's wenigstens versucht.

Kalt abweisend starrten die Fenstervierecke des leeren Hauses auf mich herab, finstere Blicke hinter einem Starschleier aus Eisblumen. Hingegen fiel nicht weit die Straße hinunter von einer Laterne über der Tür zum Gasthof Napoleonstein gelbes, weiches Licht auf den Schnee, freundlich und einladend.

Einen schönen heißen Tee wollte ich trinken. Mich aufwärmen. Die trostlose Heimfahrt noch etwas hinauschieben. Und all die folgenden unvermeidlichen Entscheidungen. Mit diesen Absichten ging ich auf das Licht zu.

Im alten Rom stand, das habe ich mal in einem Buch gelesen, manchmal auf einem Schild über der Wirtschaftstür geschrieben: „Tritt ein und vergiss“.

Über der Tür vom Napoleonstein muss auch so ein Schild gewesen sein, ich habe es nur nicht bemerkt.

In jede andere Gaststätte wäre ich allerdings lieber gegangen, denn der Wirt vom Napoleonstein war mir als mürrischer alter Griesgram in Erinnerung. Es gab aber keine weiter in Niederschöna. Selten nur war ich hier gewesen, so zwei-, dreimal mit dem Opa zum Mittag, wenn wir im Busch zu tun hatten und der Weg hierher nicht lang war. Daran dachte ich, als ich in den schmalen Hausflur trat und mich nach rechts zu der Tür wandte, die in die Gaststube führte.

Ich erkannte den Raum kaum wieder. Was ist denn hier los, wunderte ich mich und schaute mich verwirrt um, was ist denn mit dem grämlichen alten Napoleon passiert?

Das erste, was mir auffiel, war das Radio auf dem Wandbord neben dem Tresen, vielmehr was da erklang und in welcher Lautstärke – Led Zeppelins „Whole Lotta Love“ rammte die Wände der Gaststube mit voller Wucht, werde ich nie vergessen; die prallen Klänge tobten ungezügelt durch Gastraum, den ich nur verschlafen und verrunzelt kannte, trübselig wie sein Herr halt. Die Schiebetür zum großen Saal nebenan stand offen – ich hatte sie immer nur verschlossen gesehen – ; der war, wie die Gaststube auch, hell erleuchtet, und ein Haufen Leute meines Alters und nur wenig darüber wuselte dort herum, schleppte Kisten, Koffer, Boxen, Scheinwerfer, Kabeltrommeln; auf dem Podest im Hintergrund der Bühne stand schon ein Schlagzeug komplett aufgebaut. Live-Musik im Napoleonstein – wie war das denn möglich?

In der Gaststube war niemand. Ich ging in den Saal hinüber und sprach einen der Leute dort an, einen jungen Mann, der etwas abseits stehend dem regen Treiben zusah

und dabei eine Zigarette rauchte. Jeans, kurze schwarze Stiefel, schwarze Lederweste mit 'ner Menge Buttons und Ansteckern vorne drauf, eine blonde Lockenmatte fiel ihm lang den Rücken runter. Mitte Zwanzig mochte er sein.

Ob er wüsste, wo der Wirt oder eine Bedienung sei, fragte ich ihn, und ob ich vielleicht was Warmes zu trinken bekommen könnte.

Er lächelte mich freundlich an und sagte: „Da biste hier genau richtig. Ich bin der Kneiper. Der neue. Hat sich noch nicht so richtig rumgesprachen, was? Hab' den Laden ja auch erst seit November. Wo bist 'n her? Von hier aus Niederschöna? Ich bin der Achim.“ Er hielt mir die Hand hin, ich schlug ein. „Eher nicht, sonst kämst du wohl kaum so halb erfroren hier an. Machste 'ne Bretteltour?“ Er deutete mit der Hand, die die Zigarette hielt, auf meine Skistiefel. „Was Warmes willst? Da komm mal mit rüber. Du kannst auch was essen, wenn du willst; Mittagstisch hab ich nich, nur Abendbrot, und das is' ja noch 'n bisschen hin. Aber die Conni – das is' meine Freundin, die schmeißt die Küche – haut dir sicher irgendwas in die Pfanne, das is' kein Problem.“ Er wartete meine Antwort nicht ab, ging vor mir hinüber in die Gaststube, marschierte stracks in die Küche, kam zurück und fragte mich, ob Rührei mit Schinken in Ordnung ginge. Ich konnte nur stumm nicken, so sehr lief mir das Wasser im Mund zusammen. Natürlich nahm ich das gern an; kaum war von Essen die Rede, begann mein Magen zu knurren wie wild. Ich schluckte und sagte: „Ja, das ist genau richtig.“ Er gab seiner Conni in der Küche Bescheid und stiefelte hinter den Tresen.

Ich suchte mir einen Tisch nahe dem Ofen und setzte mich. Taute langsam auf und spürte mit einem Mal, wie erschöpft ich war. Am liebsten wäre ich eingeschlafen,

mir war so angenehm warm und taumelig, aber das Radio hielt mich wach – mit Rockmusik vom Feinsten.

Achim hinter dem Tresen schrie gegen das Radio an: „Kaffee? Grog? Glühwein?“

„Tee“, rief ich zurück, „schwarzen. Oder Kräuter, ist egal!“ Er nickte. Zeigte auf das Radio und deutete mit der Hand eine Linksdrehung an. „Nur ein bisschen“, rief ich, und er stellte die Musik etwas leiser.

Ich wollte einen klaren Kopf behalten, außerdem hätte mich Alkohol nur noch schläfriger gemacht. Ich horchte zum Radio hinüber, erkannte die Sendung: Jugendlradio DT 64.

Achim brachte bald den Tee. „Schwarzer mit Zitrone, Essen dauert noch ‘ne Minute.“ Schon war er wieder fort.

Ich sah ihm nach, wie er im Saal verschwand. Netter Typ, dachte ich, das ganze Gegenteil von seinem Vorgänger. Der ist genau richtig für den Laden, der bringt Leben hier rein. Ist aber nicht von hier, sann ich weiter; dem Tonfall nach stammt er eher aus der Chemnitzer Ecke, aus dem Erzgebirge vielleicht. Ich wärmte meine Hände am Teeglas, trank in kleinen Schlucken und lauschte hingerissen der Musik.

Das war auch ein Teil meines Lebens mit Alexander gewesen; beide mochten wir satte, raue Gitarrenklänge *à la* Led Zeppelin, Deep Purple, AC/DC und Van Halen. Bei einem Rockkonzert hatten wir uns auch kennengelernt – zur Rocknacht auf der Tharandter Burgruine, einem großen Sommer-Open-Air. Ein halbes Dutzend Amateurbands, die unter anderem die Lieder unserer geliebten Rockgrößen spielten, traten da auf. Von nachmittags bis früh um vier. Phantastisch war das.

Und eine Ewigkeit her. Fast wie zu einem anderen Leben gehörend.

Achim kam mit dem Essen, und ich bestellte gleich noch einen Tee. Ach, roch das köstlich. Die leckersten Rühreier mit Schinken meines Lebens, dachte ich, ausgehungert wie ich war. Achim brachte mir noch ein Körbchen mit Schwarzbrotsschnitten. „Kannste ruhig alle machen. Lass dir 's gut schmecken.“ Dann ging er hinter den Tresen und stellte das Radio noch ein wenig leiser. „Is' wohl angenehmer beim Essen.“

Ich gab mir Mühe langsam zu essen. Schaute dabei nicht gierig auf den Teller, sondern sah mich im Raum um, während ich jeden Bissen genoss. Viele Bilder hingen an den Wänden, Gemälde, Stiche und Drucke, sicherlich alles Kopien, Reproduktionen. Sie zeigten Szenen aus den Befreiungskriegen gegen das napoleonische Frankreich, auch Porträts historischer Persönlichkeiten aus jener Zeit, vor allem berühmte Heerführer der kriegführenden Mächte.

Damals hatte ich von alldem keine Ahnung, heute weiß ich über die Ereignisse von 1813 in meiner Heimatgegend ganz gut Bescheid. Weiß nun auch, dass der Napoleonstein, eine Felskuppe im Osten von Niederschöna, anders als der eine oder andere seiner Namensvettern, diesen Namen mit einigem Recht trägt. Der berühmte Kaiser der Franzosen war tatsächlich hier gewesen. Im August 1813 reiste er von Dresden über Stolpen nach dem Lilienstein, inspizierte die neugebauten Heerstraßen und das Feldlager am Fuß des Liliensteins, setzte dort über die Elbe hinüber nach Königstein und kehrte über Pirna nach Dresden zurück. Niederschöna war eine Station auf diesem Weg; aufgehalten hat er sich hier allerdings nicht und den Tafelberg, der nach ihm benannt wurde, also auch nie betreten.

Allerdings wurde das Dorf wenige Tage später, in den Gefechten Ende August 1813, hart umkämpft; preußische



und russische Truppen, geführt von Herzog Eugen von Württemberg, standen ganz in der Nähe gegen in Übermacht von Königstein her anrückende Franzosen unter dem General van Damme und verhinderten, dass diese den vor Dresden kämpfenden Verbündeten in den Rücken fallen und ihnen den Rückzugsweg nach Böhmen versperren konnten.

Die Dekoration der Gaststube sollte an jene Ereignisse erinnern und zugleich den Namen der Gastwirtschaft, Napoleonstein, illustrieren. Natürlich fehlte der Namensgeber nicht in der Ausstellung; an der Wand hoch oben über dem Regal hinter dem Tresen hing ein Porträt des berühmten Korsen, ein Brustbild im Halbprofil; es zeigte ihn in einer prächtigen Uniform, eine Haarsträhne hing ihm in die blasse Stirn, die rechte Hand hatte er auf die hinlänglich bekannte Art in die aufgeknöpfte Weste eingeschoben.

Mich interessierte mehr ein Bild an der Wand gleich rechts von mir. Ein Gemälde, es zeigte zwei Soldaten inmitten einer nächtlichen Winterlandschaft. Von Schneeschwaden umweht standen sie dicht beieinander auf einem verschneiten Hügel auf freiem Feld, völlig ungeschützt der eisigen Kälte und dem Schneetreiben ausgeliefert. Ihre Nasen und Wangen leuchteten frostrot, die Augen blickten leer, völlig teilnahms- und hoffnungslos. Sie hatten die Uniformkragen hochgeschlagen, um den Wind abzuhalten – ein letzter kläglicher Versuch, der unbarmherzigen Witterung zu trotzen. Ihre Schuhe und Hosenbeine waren weiß vom angewehten Schnee. Wie lange mochten die armen Kerle schon hilflos umherirren? Wahrscheinlich würden sie die Nacht nicht überleben und anscheinend ahnten sie das auch. Im Hintergrund waren schemenhaft zwei weitere Soldaten zu sehen, sie wandten

dem Betrachter den Rücken zu. Es schien mir, als zögen dort bereits die Seelen der beiden Verlorenen davon.

Eine gespenstische, trostlose, traurig stimmende Szene. Beklemmend. Ein Bild, das man nur anschauen konnte, wenn man satt in einer warmen Stube saß.

„Guck dir das bloß nicht zu lange an, sonst traust du dich nicht mehr vor die Tür. Hast du den Wetterbericht gehört? Sibirische Kälte ist angesagt. Da kriegst du ‘ne Ahnung davon, wie ‘s den armen Hunden da damals ergangen ist.“ Achim war plötzlich neben mir, deutete mit dem Kopf auf das Bild und stellte den frischen Tee ab.

Ich schaute ihn fragend an, und er erklärte mir: „Das sind sächsische Soldaten, die nach Napoleons gescheitertem Russlandfeldzug achtzehnzwölf auf dem Rückmarsch sind. Oder besser gesagt, sie sind auf der Flucht vor dem Winter. Sie versuchen, irgendwie nach Hause zu kommen, aber sie haben eigentlich keine Chance. Haben nichts zu essen, nichts zu trinken, keine warmen Klamotten. Sind fix und fertig, die Jungs.“ Er zog heftig an seiner Zigarette. „Als die ‘Große Armee‘ gegen Ende Oktober von Moskau nach Westen aufbrach, war sie noch etwas über einhunderttausend Mann stark“. Er stippte Asche in den Aschenbecher auf meinem Tisch. „Anfang November kam der Winter. Von heute auf morgen minus 20 Grad und kälter. Schneefälle und eisiger Wind. Die Pferde kreppten zuerst; sie konnten auf Eis und Schnee nicht laufen, weil sie keinen Winterbeschlagn hatten. Dann auch die Menschen. Starben wie die Fliegen an Erschöpfung. Verhungerten und erfroren.“ Er drückte die Kippe im Ascher aus. „Wer nicht mehr weiter konnte, blieb einfach am Weg liegen und verreckte. So ging das die ganze lange Strecke zurück bis zur Memel, wie der Njemen damals hieß. Dazu immer wieder Kämpfe mit den nachrückenden

russischen Truppen und Partisanen. Jedenfalls kamen am Ende nur noch dreißigtausend Mann etwa in Polen an.“

Ich fragte beeindruckt: „Woher weißt du das alles?“

Er grinste und deutete auf die Wände ringsum. „Steht alles auf den kleinen Schildern und Tafeln da. Und ich bin der Kneiper hier, wenn auch noch nicht lange. Der alte Wirt ist doch letztes Jahr gestorben. Und leider hat sich’s ja noch nicht überall ‘rumgesprochen, dass der gute alte Napoleon wieder aufgemacht hat. Was meinst du, was ich da manchmal für ‘ne Zeit zum Lesen habe. Leider.“ Er lachte fröhlich auf, warm und ansteckend; sein Witz gefiel mir, und ich fiel in sein Lachen ein. „Und außerdem wollt’ ich mal Lehrer werden. Deutsch und Geschichte. Hab ‘s aber nach drei Semestern sein lassen, war doch nicht so meins, alles in allem“, setzte er hinzu.

Er trat vor das Bild, das ich so eingehend betrachtet hatte, und las vor: „Grenadiere im Schnee. Kopie nach dem Gemälde von Ferdinand von Raisky. Er malte es im Auftrag des Fürsten von soundso zur Erinnerung an die fast 15 000 Sachsen, die in Napoleons Russlandfeldzug 1812 ums Leben kamen.“ – „Tja“, kommentierte Achim, „mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen. Die Sachsen waren ja Napoleons Vasallen. Weil der sächsische Kurfürst auch sächsischer König sein wollte.“ Er deutete auf das Gemälde. „Dafür sind die armen Hunde da draufgegangen. Die meisten werden wohl verreckt sein wie die beiden Kumpels da: erfroren im bitterkalten russischen Winter.“

Ich nickte stumm. Wie gesagt, ich hatte keine Ahnung von der Geschichte.

Aus dem Saal nebenan tönte in diesem Augenblickeine grell pfeifende Rückkopplung herüber, ohrenbetäubend, fast schmerzhaft; es verging sicher eine halbe Minute, ehe der Lärm verebbte.

„Mann, das wird ‘ne saugeile Mugge heute“, schwärmte Achim, als man wieder ein Wort verstehen konnte, und erklärte mir: „Ich will ‘nen Rock-Schuppen aus der Kneipe machen. Freitags Disko, samstags Bands live auf der Bühne, sonntags vielleicht nochmal Disko; erst mal sehen, wie ‘s so läuft.“ Er griff sich die nächste Zigarette, hielt auch mir die Schachtel hin; ich lehnte dankend ab, war doch Nichtraucher seit je. „Heute Abend haben wir zwei tolle Bands hier, Amateure, aber echt spitze; ‘ne Bluesband aus Gera und ‘ne Hardrockband aus Dresden.“ Er sah mir ins Gesicht. „Komm doch heute Abend wieder her, um acht geht’s los. Da brennt hier die Luft.“ Er imitierte wildes Gitarrenspiel und rockte dabei ein paar Schritte wie Angus Young über die Dielen, lachte dabei fröhlich wie ein Kind. „Aber sag‘ vorher den Leuten in deinem Dorf Bescheid, dass hier heute die Post abgeht“, rief er mir zu. Stand gleich darauf wieder vor mir. „Nee, ganz im Ernst: Bist hier jederzeit willkommen, Mädels. Und erzähl ‘s den Leuten bei dir zu Hause: der alte Napoleon zieht wieder in die Schlacht! Mit jeder Menge Schwermetall, aber nich‘ in Form von Kanonen! Long live Rock ‘n‘ Roll!“ Er lachte wieder laut auf, ergriff meinen leeren Teller und verschwand in der Küche.

Ich sah ihm lächelnd nach. Achim gefiel mir. Er konnte begeistern. Mitreißen. Weil er von dem, was er tat, selbst begeistert war wie ein Kind und diese Begeisterung völlig unbefangen zeigte. Was für ein sympathischer Junge.

Ich rührte Zucker in meinen Tee, trank. Mir wurde warm davon, sehr sogar; ich nahm mein Schaltuch ab und zog den Rollkragenpullover aus.

Aus dem Saal klang plötzlich Musik herüber. Soundcheck. Die Band spielte ein Lied an, das ich kannte, bestens kannte. „Ride On“ von AC/DC, ein wunderbar sanft-

ter und zugleich unglaublich kraftvoller Bluessong. Ein Lied, das ich liebte. Sehr sogar.

Ich stand auf und ging zur Saaltür. Lehnte mich an den Türrahmen, schaute der Band zu und lauschte verträumt.

Träumte von Alex. Weil 's unser Lied war.

Der Sänger klang tatsächlich Bon Scott sehr ähnlich, rauchig und schroff und dabei doch zutiefst warm. Wie einer wohl singen muss, der sich tagein, tagaus gegen die Kälte stemmt. Gefiel mir gut.

Seit November war ich nicht mehr ausgegangen, bloß zwei-, dreimal ins Kino. Allein. Nun dachte ich über Achims Einladung nach, heute Abend wieder herzukommen.

Warum eigentlich nicht?

Mittendrin brach das Lied ab, weil der Gitarrist sich im Solo verspielte. Schade.

Also: Warum nicht?

Achim lief an mir vorüber in den Saal, eine Runde Bier auf dem Tablett. Rief den Musikern zu: „Jungs, wie lange braucht ihr noch? In 'ner Stunde is' Einlass. Also kommt langsam zu Stuhle. Un' wenn ihr noch was essen wollt, kommt rüber, Abendbrot geht itz' los. Alles klar?“ Alles klar.

Er zwinkerte mir freundlich zu, als er an mir vorüberging, aber plötzlich wurde sein Blick ernst. Geradezu erschrocken sah er mich an und ließ seine Augen erst von mir, als er schon auf halbem Weg zur Küche war. Nanu, fragte ich mich irritiert, was hat er den auf einmal? Und wischte mir über den Mund, vielleicht waren da noch Spuren meiner Mahlzeit; ich brauche einen Spiegel, dachte ich, eilte hinaus zur Toilette im Hausflur, knipste das Licht an, sah mich im Spiegel – und wusste sofort Bescheid.

Blaue Flecken an meinen Kieferbögen, ich strich vorsichtig mit den Fingern darüber. Und ein dunkler Striemen zog sich unter meinem Kinn entlang. Markierte, grünbraun und blauviolett, wo Paulicks Hände auf meinem Hals gelegen hatten.

Darum nicht. Darum konnte ich heute Abend nicht wieder hierher kommen.

Ich muss wohl ziemlich blass ausgesehen haben, als ich in die Gaststube zurückkam, denn Achim fragte mich halblaut: „Willste ’n Schnaps?“, als ich mich am Tresen vorüberstellen wollte. Ich schüttelte den Kopf. Blieb stehen und wandte mich ihm zu. „Nein“, sagte ich, „ich trinke keinen Schnaps. Nie.“ Sah ihm fest in die Augen dabei. Er blickte mich ernst an. Nickte kurz. „Das is‘ gut“, sagte er, und schob die Flasche, die er im Regal in seinem Rücken bereits ergriffen hatte, zurück zu den aufgereihten Spirituosen. „Eisbrand“, las ich auf einem der Etiketten dort, weiße Blöcke auf blauem Grund. Es schüttelte mich unwillkürlich.

Ich spürte, dass er mir noch etwas sagen wollte, und blieb am Tresen stehen. Aber in diesem Moment drängte ein Schwarm Gäste, alles junge Leute, in den Raum, mit viel Lärm und einem mächtigem Schwall kalter Luft, die nach Schnee roch; sie grüßten mit „Hallo“ und „Glück auf“, und Achim grüßte zurück. Ich ging rasch zu meinem Stuhl, griff mir mein Schaltuch und band es um. Zog mir Pullover und Parka an, während Achim eilig ein Bier nach dem anderen zapfte.

Bezahlen musste ich noch. Ich ging zum Tresen, sah Achims Hantierungen zu und lauschte nach dem Radio. Der Sprecher beendete gerade die Nachrichten.

„Und nun das Wetter: Weiterhin verbreitet Schneefälle. Nachts minus 8 bis minus 10 Grad Celsius, in den Mittelgebirgen sinken die Temperaturen bis minus 12 Grad,

örtlich auch darunter. Der Wind vorwiegend aus Südost bis Ost in der Stärke 6 bis 7, in den Kammlagen der Mittelgebirge sind auch Orkanböen möglich. In der zweiten Nachthälfte dazu starker Schneefall, auch im Flachland. Achtung Verkehrsteilnehmer, vor Schnee- und Eisglätte sowie Schneeverwehungen wird gewarnt ...“

Achim wandte sich mir zu. „Was kriegst du?“, fragte ich.

„Rührei mit Schinken macht zwoachtzig, zwei Tee einsechzig, macht zusammen viervierzig.“

Ich reichte ihm einen Fünfer. „Stimmt so.“

Er bedankte sich. Beugte sich dann ganz nah zu mir über den Tresen und sagte leise: „Lass dir noch was sagen, Mädle. Wenn du nicht weißt wohin, komm hierher. Die Conni un' ich, wir haben zwei Zimmer da oben“ – er deutete mit dem Kopf zur Decke –, mehr brauchen wir net. Da sin' noch genug leere Kammern. Den ganzen Flur lang.“ Ich nickte wortlos. Hörte ihm aufmerksam zu. „Nur dass du 's weißt. Und“ – seine Stimme wurde mahndend – „dass du dich ja nicht schämst dafür. Niemals! Schämen sollte sich der, der dir das angetan hat. In Grund und Boden. Dem soll 'n die Pfoten abfaul'n.“ Er sprach nun beinahe im Zorn. „Ich weiß, wovon ich rede, ich hab's selber erlebt. Ich komm' aus Thum; mein Alter war auf der Zechen, in Geyer, gleich um die Ecke. Un' wenn der einen übern Durst gezwitschert hatte, was leider oft vorkam, hat er meine Mutter un' uns Kinner, meine zwee Brüder un' mich, mordsmäßig verdroschen.“ Er schüttelte heftig den Kopf vor Erregung. „Bis mer groß genug war'n uns zu wehr'n. Dann hat er 's zurückgekriegt. Aber voll. Da hat er sich dann nich' mehr an uns rangetraut.“ Den Zigarettenstummel zerquetschte er im Ascher als wäre er ein ekelhaftes Insekt. „Nur die Mutter. Die hat's noch jahrelang aushalten müssen.“ Neue Zigarette. „Bis er dann ma'

im Suff im Garten von der Leiter gefloch'n is'. Das war's dann. Klatsch un' aus.“ Er nickte düster. „Endlich Ruhe.“ Dann schwieg er einen Moment, zündete sich die Zigarette an, sah mir ins Gesicht. „Wahrscheinlich wär 's noch besser, den Kerl anzuzeigen“, fuhr er fort, „aber bei uns damals hat das net was gebracht. Leider. Einmal ha'm die Nachbarn die Bullen gerufen. Die kamen und ha'm sich vom Alten doch glattweg an der Tür abfertigen lassen, die Trantüten. Un' danach war erst recht der Teufel los, kann ich dir sagen. Nee.“ Er hob den Kopf, seine Augen blickten leer über die Tische hinweg, und er schüttelte, versunken in seine trüben Erinnerungen, ungläubig den Kopf. Er zog heftig an seiner Zigarette, inhalierte tief. Dann fiel sein Blick wieder auf mich und er kehrte zurück in die Gegenwart. Seine Augen entspannten sich. „Wie gesagt, nur dass du Bescheid weißt, ne. Wenn du nicht weißt wohin, komm her.“ Er lächelte mir aufmunternd zu. Schaute wieder so freundlich und fröhlich drein wie zuvor.

Ich begegnete seinem Blick. Aber ein Lächeln gelang mir jetzt nicht mehr. Ich nickte nur stumm. Wollte jetzt nur noch weg von hier. So schnell wie möglich. Ich schulterte meinen Rucksack, sagte rasch: „Mach's gut und hab vielen Dank. Für alles“. Er winkte nur ab. Reichte mir die Hand zum Abschied. „Komm bald mal wieder vorbei. Weißt ja“, – er deutete mit dem Kopf hinauf zum Napoleonbild – „der olle Korse is' auferstanden und macht wieder den Frontmann. Aber nu' als Rock 'n' Roller.“ Wieder sein herzliches Lachen. Ein letztes Winken; „Pass ja auf dich auf“, hörte ich noch, als ich hinaus in den Hausflur trat.

Ich verschwand nochmal in der Toilette. Füllte meine leere Thermosflasche mit Leitungswasser. Zurück im



Hausflur griff ich meine Skier, die ich dort in eine Ecke gelehnt hatte. Und trat hinaus auf die Straße.

Hintern den weißen Hängen im Westen versank das letzte Tageslicht. Schnee fiel, ganz fein; winzige Kristalle rieselten vom dämmrigen Himmel. Kaum zu glauben, dass es heute Nacht noch Sturm geben sollte. Nach grimziger Kälte sah es allerdings schon aus; die schmiedeeiserne Türklinke fühlte sich rau an vom Reif, als ich die Haustür hinter mir ins Schloss schob, und der Schnee auf dem Gehweg knirschte und ächzte laut unter meinen Schritten.

Ich schnallte die Skier an, stemmte die Stöcke in den Schnee und schob mich ab. Vom nahen Kirchturm schallte es einmal dünn: viertel sechs. Allerhöchste Zeit für mich.

Ich lief schnell, sauste die samstagabendlich stille Straße entlang, vorbei an der Kirche, dem Gemeinderat, der Bushaltestelle, schwenkte dann links weg die Steile zur Cunnerswalder Landstraße hinauf. Erreichte die flache Anhöhe über dem Grund, in dem Niederschöna lag, stoppte und schaute zurück.

Schieferhäutige Häuschen kauerten unter Schneehügeln. Mattgelbe Fenstervierecke blinzelten über Hofzäune und verschneite Mauerkronen. Über vielen Dächern stiegen Rauchsäulen auf – vor der frostigen Nacht wurde noch einmal geheizt. Kein Laut ringsum. Über den Höhen in meinem Rücken hing noch ein letzter fahler Streif, auf dem Tal unten lag schon der Schatten der Wälder, und in der Ferne hinter dem weiß verhüllten Napoleonstein drohte, ein schwarzer Saum, in dem es verhalten funkelte, die Nacht über den Feldern.

Was für ein schönes Winterbild. Ich stellte mir hinter den schummerigen Hutzelfenster liebe und freundliche Menschen vor. Glückliche Familien. Wo es keine bösen

Worte und keine Schläge gab. Geschweige denn Vergewaltigungen.

Alles Selbstbetrug, ich begriff es sofort. Ich träumte nur meine Wünsche und Sehnsüchte in dieses Bild hinein. Schuf mir eine Idylle. Die übliche Gruß-aus-dem-Gebirge-Kitschpostkartenidylle.

Ich wandte mich ab, ernüchtert. Dachte an Achims Geschichte. Besser, man schaute nicht so genau in die Hutzelstuben hinein.

Und weiter stapfte ich zügig den Hang hinauf. Kreuzte den Weg nach Rauschendorf – ich wollte nicht nach Hause, nein, ich hatte etwas anderes vor. Eilte über die Wiesen dem Wald zu, dabei ging mir das Lied von AC/DC durch den Kopf, das die Band vorhin gespielt hatte, „I ‘m gonna ride on, ride on...“; ich summte es vor mich hin, dachte an Bon Scotts, des Sängers der Band, traurigen Tod; er erfror in einem Auto, worin er sich nach einem Konzert in London im Februar 1980 zum Schlafen gelegt hatte. Ziemlich betrunken soll er gewesen sein. Dachte auch an die beiden Soldaten auf dem Gemälde. Und an all das, was mir Achim erzählt hatte.

Den Wetterbericht nicht zu vergessen.

Alles passte.

Aber es gab für mich noch ‘ne Menge zu tun; jetzt durfte ich keine Zeit mehr verlieren.

„Schnaps! – das war sein letztes Wort. Dann trugen ihn die Englein fort.“ – den Reim kannte ich von Opa. Hatte ich als Kind von ihm gehört. Der fiel mir jetzt ein.

Englein. Von wegen. He, Paulick, du verdammter Mistkerl! Jetzt geht’s ab zur Hölle! Ich werd’ dir zeigen, wie man eine Falle stellt!

Denn ich wollte nicht warten, bis Paulick irgendwann einmal besoffen von einer Leiter fallen würde.